

Im «Krepierwinkel Europas»

Kinder des Gettos Lodz im Spiegel der «Chronik»

Daniel Goldstein

Kapitel für das entstehende Buch
«JISKOR – für jedes Kind eine Perle»
Herausgeberin Eve Stockhammer
bei Till Schaap Edition, Bern 2025



© Eve Stockhammer

Die Kinder des Gettos müssen sich ihr Spielzeug selbst schaffen. Aber das jüdische Kind hat Talent genug, auf die Phantasie der Spielwarenerzeuger verzichten zu können. Unsere Kinder sammeln die leeren Zigarettenkartons. Sie lösen die oberen bunten Deckel ab, legen Stück auf Stück, bis ein Paket beisammen ist. Ein Paket Spielkarten. Und sie spielen. Sie zählen die Karten und teilen sie untereinander aus. Sie ordnen sie nach Farben und Namen. Grün, orange, gelb, braun, sogar schwarz. Sie spielen selbsterfundene Spiele, ersinnen Systeme, lassen ihre Phantasie arbeiten.

O.R. (Oskar Rosenfeld, 24.7.43)

So fängt innerhalb der «Chronik des Gettos Lodz/Litzmannstadt» die Rubrik «Kleiner Getto-Spiegel» an; daraus stammen alle kursiv wiedergegebenen Zitate. Die Chronik (vgl. Kastentext am Schluss) entstand in der Verwaltung unter dem «Judenältesten», der unter deutscher Aufsicht das Leben im Getto zu organisieren hatte. Nur auf den ersten Blick lässt die Schilderung des kindlichen Kartenspiels an eine Armutsidylle denken – die Idylle verschwindet beim Lesen der gewöhnlichen Tageseinträge der Chronik sofort, und es bleibt die nackte Armut.

Verzeichnet sind Geburten (wenige) und Todesfälle (viele), die zunehmend prekäre Versorgungs- und Gesundheitslage, Polizei- und Gerichtsmeldungen sowie andere amtliche Akte, oft einschneidender Art. Das alles ist in entsprechend trockenem Ton gehalten. Einige Chronisten waren Schriftsteller von Rang und streuten manchmal feuilletonistische Skizzen ein, wie jene übers Kartenspiel. Solche Einträge wurden ab Mitte 1943 als «Kleiner Getto-Spiegel» gekennzeichnet und blieben stets vorsichtig abgefasst, da die Chronik dem strengen Blick des Judenältesten Mordechai Chaim Rumkowski unterlag und auch von den deutschen Besatzern hätte entdeckt werden können.

Eingepfercht und «ausgesiedelt»

Lodz liegt etwa 120 Kilometer westlich von Warschau. Nach der deutschen Eroberung Polens 1939 wurde es zum Reich geschlagen und nach dem 1936 gestorbenen nationalsozialistischen General Litzmann umbenannt. Die jüdische Bevölkerung – durch Flucht, dann durch Massenverschleppungen ins östlich angrenzende Generalgouvernement Polen bereits dezimiert – musste in einem ärmlichen Stadtteil eng zusammenrücken, auf vier Quadratkilometern 160'000 von einst etwa 230'000 Juden.

Andere kamen mit der Zeit dazu, rund 20'000 aus Deutschland sowie Luxemburg, Wien und Prag, weitere aus kleineren Städten im Umland. Dort wurden ab 1941 alle bestehenden Gettos aufgelöst, manche Bewohner nach Lodz gebracht – aber nur solche, die als arbeitsfähig galten, schon ab neun Jahren. Doch zugleich wurde die Bevölkerung auch dezimiert: durch die lebensfeindlichen Bedingungen, vor allem aber durch Deportationen, die zunächst als «Arbeitseinsätze», dann als «Aussiedlungen» getarnt wurden und mit wenigen Ausnahmen im Tod endeten; im September 1942 wurden Kinder und Kranke in eigentlichen Razzien verschleppt.

Arbeit, Hunger und Kälte

Das Getto war zum einstweiligen Arbeitslager geworden und zählte Anfang 1943 noch etwa 90'000 Menschen, die wenigsten unter zehn Jahre alt. In den ehemaligen Schulen und anderen öffentlichen Gebäuden dienten Werkstätten der Verarbeitung von Textilien, Leder, Holz und Metall, vor allem für die Wehrmacht. Die Ressorts, wie die verschiedenen Abteilungen genannt wurden, waren der Ort, wo man zu etwas Geld kam –

eigens geschaffene Gettomark. Und wo es zu essen gab: eine zusehends dünnere «Resortsuppe». Essen für zuhause zu beschaffen, wurde stets schwieriger: Die eigentlich zugeteilten Rationen gab es nicht immer oder man hatte kein Geld dafür und für den Schwarzmarkt erst recht nicht.

Hunger und im Winter Kälte waren ständige Begleiter, oft auch Thema in der Chronik. Etwas Linderung brachte die wärmere Jahreszeit, wie der zweite Eintrag im «Kleinen Getto-Spiegel» zeigt:

Der erste wirklich heisse Sommertag lockt die Menschen ins Freie, besonders nach Marysin, wo es etwas Grün gibt und wo die Luft um vieles reiner ist. Sind doch fast alle «Dignitare» über den Sommer nach Marysin gezogen, wo sich sozusagen eine kleine Welt für sich entwickelt hat. Die Menschen leben dort fast wie in Sommerfrischen, in ihren kleineren oder grösseren primitiven Villen. Es ist die Zeit der Weichsel-ernte. Allenthalben sieht man Kinder auf den Bäumen, die in Mund und Körbchen Weichsel ernten. Sehr viel schwer beladene Äpfel- und Birnbäume gibt es heuer, sowohl in Marysin als auch im Gettozentrum. Das kostbare Gut wird Tag und Nacht bewacht.

(25.7.43)

Das Obst aus der «Sommerfrische» Marysin war kein Luxus, schon eher ein Lebensretter, zugänglich für die genannten «Dignitare» und ihre Helfer. Gemeint sind mit diesen Würdenträgern wohl solche aus der jüdischen Verwaltung. Deren Hauptaufgabe war es, die Ordnung zu wahren, die verlangten Waren aus den Werkstätten zu liefern – und Menschen zu stellen für angebliche Arbeitseinsätze andernorts. Von den Verschleppten hörte man in Lodz nie mehr etwas, doch deutet die Chronik an, dass man das Schlimmste ahnte.

Massenmord an den Kleinsten und Schwächsten

Die kleineren Kinder und andere Arbeitsunfähige, die aus dem Umland nicht nach Lodz umgesiedelt wurden, gehörten zu den ersten Opfern des Massenmords. Die meisten wurden wohl nach Kulmhof gebracht (polnisch Chełmno, etwa 60 Kilometer nordwestlich von Łódź). Auch aus dem Getto selber kamen ab 1942 Menschen dorthin statt zum Arbeitseinsatz. Sie wurden in einen Gutshof getrieben, wo sie sich ausziehen mussten, dann in Laderäume von Lastwagen gepfercht, mit deren Abgasen erstickt und schliesslich in Massengräber geworfen. Zu den ersten Ermordeten gehörten alle 5000 Roma und Sinti, die am Rand des Gettos in einem separaten Lager eingesperrt worden waren. Ein jüdischer Zwangsarbeiter, der von seinem Einsatz in Kulmhof flüchten konnte, berichtete, wie SS-Männer die Leichen in die Gruben schichteten, und «wenn irgendwo ein Stück freier Platz blieb, wurde dort die Leiche eines Kindes hineingepresst.» Die Opfer aus dem Getto fielen ihm auf: «An der Abmagerung und daran, wie ihre Körper mit Wunden und Geschwüren übersät waren, erkannte man den Hunger, der in Łódź herrschte.» Der Zeuge konnte sich ins Getto Warschau durchschlagen, das weniger stark abgeriegelt war als jenes in Lodz; er überlebte aber nicht lange.

Teuer bezahlte «Sonntagsruhe»

Die «Tauglichen» mussten im Getto einen harten Kampf ums Überleben führen, solange die Nazis es ihnen gewährten:

Das Getto hatte [ursprünglich] jede Woche 7 Arbeitstage, jeden Arbeitstag 8 Arbeitsstunden. Keinen Sabbat, keinen Feiertag, keinen nichtjüdischen Sonntag. Den hohen Feiertagen, in der ganzen Welt auch von der nichtjüdischen Umgebung respektiert, ward kein Raum gegönnt, kein Einlass gewährt. Als hätte es keine Thora und Tradition gegeben. Man muss verstehen, dass das Getto Litzmannstadt nicht als jüdisches Getto gedacht war, sondern als ein Getto für Juden. 160.000 Juden – so viele waren es anfangs – sollten hinter Zaun und Draht solange leben, bis ... bis die ganze Welt ein anderes Gesicht bekommen würde. Ein Teil dieser Zeit ist bereits abgelaufen. Wir schreiben Sonntag, den 1. August 1943.

Seit dem Frühjahr 1943 ist der Sonntag als Ruhetag bewilligt. Dagegen wurden die täglichen Arbeitsstunden von 8 auf 10 erhöht, so dass die arbeitende Bevölkerung, d.s. 90 Prozent der Gesamtbevölkerung des Gettos Litzmannstadt, dieses Geschenk mit einem wöchentlichen Mehraufwand von 4 Arbeitsstunden zu bezahlen haben. [Demnach wären es nicht jeden Arbeitstag 2 Zusatzstunden gewesen. D.G.] Nur dass sich dieser Mehraufwand selbst nicht bezahlt machte, da der Sonntag eben kein Ruhetag ist, sondern ganz etwas anderes.

Kinder tragen Holz. Das spricht sich so schön aus: Holz! In Wirklichkeit sind es morsche, von rostigen Nägeln durchbohrte Bretter, Latten, Balken, Pfosten, Fenster- und Türrahmen – und wer Glück hat, der wurde mit kleinen harten Holzresten aus den Tischlerei-Abteilungen bedacht und wird beneidet.

Tausende gebeugte Rücken sind zu sehen, Schultern mit Rucksäcken beladen. Knaben führen Briketts auf Kinderwägelchen, alte Männer tragen Brotlaibe und Krautköpfe in Körben und Netzen. Vor den Läden staut sich Volk. Man schreit, gestikuliert, lacht unter Tränen, das Hilfspersonal der Kooperativen beschimpft die Drängenden, schlägt auch manchmal drein, Kinder wimmern, kollern in die offenen Ausgänge hinein, die gerade jetzt im höchsten Sommer wie stinkender Fusel duften. Ein paar Stunden des Sonntags sind bald dahin. O.R. (1.8.43)

In jenem schrecklichen Sommer hatte das Getto einen weiteren, grausamen Aderlass schon hinter sich – einen, der ihm jede Illusion rauben musste, die «Arbeitseinsätze» draussen dienten wirklich der Arbeit. Inzwischen war amtlich von «Aussiedlungen» die Rede, die schon im ersten Halbjahr 1942 etwa 50'000 Menschen erfasst hatten.

Jagd auf Kranke, Kinder und Alte

Am 1. September begann der Ordnungsdienst der jüdischen Verwaltung in den frühen Morgenstunden auf Befehl der deutschen Behörden, die Krankenhäuser zu evakuieren. Dabei fielen Schüsse, «z. B. auf Krankenschwestern, die den Kranken zur Flucht verhelfen wollten; zum Glück gingen die Schüsse daneben». Flüchtende wurden verfolgt oder später zuhause gesucht; «notfalls» nahm man an ihrer Stelle Familienmitglieder fest. Besonders tragisch: «Bei Kinderkrankheiten hatte man die Kranken absichtlich etwas länger im Krankenhaus gelassen, um eine Verbreitung der Seuche zu verhindern, und ebendiese Kinder, im Grunde geheilt und gesund, fielen nun der schrecklichen Anordnung zum Opfer.» Kinder von Polizisten und Wächtern dagegen wurden eigens ins Spital gebracht: Sie zu schonen, hatte man ihren Vätern versprochen, um diese «zu ermuntern, die Aktion gewissenhaft durchzuführen». Andererseits erschossen SS-Schergen jüdische Ordnungskräfte, deren Eifer ungenügend schien.

Am 4. September wurde das volle Ausmass der befohlenen «Aktion» bekannt: Nicht nur Kranke sollten aus dem Getto ausgeschafft werden, sondern alle Menschen unter

10 und über 65 Jahren, insgesamt etwa 20'000. Der von den deutschen Behörden eingesetzte Judenälteste Rumkowski verkündete die Hiobsbotschaft in einer öffentlichen Ansprache: «Nun, im Alter, muss ich meine Hände ausstrecken und flehen: Brüder und Schwestern, gebt sie mir her! Väter und Mütter, gebt mir eure Kinder! [...] Wie ein Räuber bin ich gekommen, um euch das Beste aus euerm Herzen herauszureissen. [...] Legt eure Opfer in meine Hände, damit ich weitere Opfer verhindern kann, damit ich eine Gruppe von 100.000 Juden retten kann.»

Hemmungslose Brutalität

Vom folgenden Tag an galt eine einwöchige Ausgangssperre («allgemeine Gehsperr»). In brutalen Razzien machten nun auch SS-Trupps Jagd auf die «Auszusiedelnden». Neben der eher nüchternen Darstellung in der Chronik enthält die deutsche Gesamtausgabe in den Anmerkungen auch herzerreissende Schilderungen aus andern erhalten gebliebenen Aufzeichnungen oder aus späteren Erinnerungen von Überlebenden. Nach einer dieser Quellen kamen «die Deutschen» mit Gewehren und «bissigen, bellenden Hunden», trennten die Hausbewohner, nahmen Kinder und Alte mit, wobei sie «erbarungslos prügeln».

Ein anderer Überlebender berichtet als Augenzeuge von einer Hausdurchsuchung, bei der Säuglinge aus dem Fenster geworfen und Kleinkinder mit dem Bajonett aufgespiesst wurden. Die Brutalitäten kosteten gegen 600 Menschen schon im Getto das Leben. Am 7. September erhängte die Gestapo auf dem Basarplatz etwa 20 Männer, wegen angeblichen Fluchtversuchs aus einem Arbeitslager. Drei «Begnadigte» kamen auf einen Abtransport. Nach amtlicher Statistik wurden schliesslich 15'685 Menschen deportiert, unter ihnen 5860 Kinder. Dazu kommen noch 1253 aus den Krankenhäusern nach Kulmhof Verschleppte; auch von jener Aktion gibt es Berichte über Kinder, die von den deutschen Häschern aus den Fenstern auf Lastwagen geworfen wurden. Über das Schicksal der Verschleppten verdichteten sich im Getto schlimmsten Befürchtungen. Der Chronist Rosenfeld vermutete in privaten Aufzeichnungen, «alle Untauglichen» würden vergast oder anderswie umgebracht. Und sein Kollege Józef Zelkowicz notierte: «Sie gehen, wie man hier im Getto sagt, *in shmeltz arayn*.» Er liess offen, was man sich unter der Schmelze vorstellte, in welche die Opfer hineingingen.

Kindermusik und trügerische Hoffnung

Wenig Grund zur Hoffnung liess den Zurückgebliebenen auch das Überleben in Lodz. Das macht im «Kleinen Getto-Spiegel» von 1943 schon der nächste Eintrag nach jenem über den Sonntag überdeutlich:

Immer wieder Hunger mit Hoffnung! Im Juni sagte man: der Juli wird Kartoffeln bringen! Im Juli tröstet man sich: der August wird Gemüse bringen.

Aber der Trost allein hat nicht die Kraft, Hungerige satt und Kranke gesund zu machen. Täglich werden Dutzende Fälle von Bauchtyphus und Tuberkulose gemeldet. Am 1. Juli bewohnten 84.495, am 1. August nur mehr 84.280 Personen das Getto. Geboren wurden in der gleichen Zeit 12 männliche und 5 weibliche Personen, nicht berücksichtigt die krasse Säuglingssterblichkeit!

Die Frage «Wie lange soll das so dauern?» verliert allmählich ihren Sinn. Der Tod hält Parade. Geburten bleiben aus. Das Getto liquidiert sich von selbst. Litzmannstadt-Getto straft sein Attribut «Krepierwinkel Europas» nicht Lügen. O.R. (7.8.43)

Trotz allem konnte der Chronist ein «Catagnettenkonzert» vermelden, wenn auch mit martialischem Schlussakkord:

Das Spielzeug des Gettos im Sommer 1943: Zwei Plättchen möglichst aus hartem Holz! Das eine Plättchen liegt zwischen Zeige- und Mittelfinger, das zweite zwischen Mittel- und Goldfinger. Durch einen Druck des kleinen Fingers werden die andern Finger so fest an die Holzplättchen gedrückt, dass diese festsitzen und durch eine geschickte Bewegung aneinandergeschlagen werden können. Das nun entstandene Geräusch ähnelt dem Klappern von Störchen oder – musikalisch ausgedrückt – dem Klappern von Castagnetten. Je härter das Holz, desto präziser und greller das Klappern, desto gelungener das Spielzeug, desto grösser der Genuss. Natürlich kann hier das künstlerische Talent des Spielzeugschnitzers und Spielzeugbehändlers bis zur höchsten Stufe der Vollendung aufsteigen. Der Musikalität des Einzelnen sind keine Grenzen gesetzt. Es gibt Kinder, die sich mit dem primitiven Aneinanderschlagen der Holzplatten begnügen und so etwas wie die Töne des Morse-Telegraphenapparats hervorbringen. Andere Kinder wiederum ahmen die Klänge einer Trommel nach, indem sie einen Marsch aus Klopfönen komponieren und gleichzeitig mit ihren Spielgenossen wie Soldaten daherschreiten. O.R. (25.8.43)

Der September verging ohne Einträge im «Kleinen Getto-Spiegel»; danach erst setzten die langersehnten Kartoffellieferungen ein:

Sooft eine Kartoffelfuhre herankommt, wird sie von lachenden Augen gegrüsst, sozusagen in der Vorfreude des Genusses. Barfüssige Jungen laufen hinterher, um etwa heruntergefallene Früchte zu erhaschen. Oben auf den Fuhren sitzen die Männer der Sonder-Abteilung, zu ebener Erde wachen die Ordnungsdienstler, um jeden Kartoffel, auch den herabgefallenen, vor dem Zugriff der Strasse zu schützen. So ist dieses Kapitel – wie sagt man im Getto? – »in besten Ordnung«. Die 3 kg Ration ist gesichert, die Pflicht der Verantwortlichen erfüllt. O.R. (3.10.43)

Wenige Tage später konnte das Getto Jom Kippur tatsächlich feiern: Der Judenälteste hatte einen Abtausch des Samstags mit dem Sonntag erwirkt; 130 Minjanim [Gebetsrunden mit den erforderlichen zehn Männern] wurden bei ihm gemeldet, dazu kamen kleine spontane Gebetsgruppen. [Die Synagogen waren von den deutschen Besetzern schon 1939 niedergebrannt worden.]

Feiertage trotz allem

Der Chronist Rosenfeld berichtet: «Der Sabath-Jom-Kipurtag trug alle Zeichen der Würde und Feierlichkeit an sich. Menschen in Sonntagskleidern gingen still durch die Gassen. Wer nur irgendwie dazu in der Lage war, legte ein besseres Kleid an. Besonders fiel dies an den Kindern auf.» Am Vorabend «hocken an den Haustüren und Toren, an den Hofeingängen Knaben und verkaufen ‹Lecht›, ‹Lecht› ... Das sind kurze, dünne, in Heimarbeit angefertigte Talkkerzen, die als Sabath-Lichter Verwendung finden.» Und schliesslich kamen auch die soeben eingetroffenen Kartoffeln zu Ehren: «Die Küchen gaben anstatt der sonstigen Suppen diesmal Tschulent aus, man nannte das in hoch-

deutscher Mundart: «Gedämpfte Kartoffel.» Eigentlich müsste ein solcher Eintopf auch Fleisch und Gemüse enthalten.

Der Hunger hielt an, bald verschärfte ihn der Winter wieder. Eines Dezembertages liess die polizeiliche «Sonder-Abteilung» vier beim Kartoffelstehlen Ertappte laufen, darunter «eine Witwe mit sichtbarem Rotlauf, in zerrissenem Kleid, sorgend für ein hungern- des Kind ... Sie und das Kind haben am Tag der Inhaftierung ausser der Ressortsuppe nichts Warmes im Magen gehabt.» Zwei Tage Arrest bekamen «zwei junge Burschen, elternlos, wegen Krautdiebstahls bereits vorbestraft».

Von Chanukkah erwähnt der «Kleine Getto-Spiegel» als Gaumenfreude nur Babka, die mit dem traditionellen Hefegebäck wohl kaum noch etwas gemein hatte:

Man trifft sich «privat», ohne den offiziellen Ritus, wenn nur die Menorahlichter brennen. Auch Kinder feiern Chanukkah. In grösseren Wohnungen kommen Menschen zusammen. Jeder bringt ein kleines, passendes Geschenk: irgend ein Spielzeug, ein Stückchen Babka, ein Band ins Haar, ein paar leere, buntfarbige Zigarettenschachteln, einen geblühten Teller, ein paar Strümpfe, ein warmes Häubchen. Dann wird gelost. Der Zufall entscheidet.

Nach dem Lichterzünden kommt das Beschenken. Gettogeschenke sind nicht wertvoll, aber werden mit inniger Dankbarkeit entgegengenommen. Zum Schluss singt man Lieder, jiddische, hebräische, auch polnische. Jedenfalls solche Lieder, die geeignet sind, die Festesstimmung zu erhöhen. Ein paar Stunden Feier, ein paar Stunden Vergessen, ein paar Stunden Versunkenheit. Das Chanukkahfest 1943 soll das letzte Kriegs-, das letzte Gettochanukkah sein. So hoffen alle. Einer wünscht es den andern beim Auseinandergehen – ohne Worte, stumm, mit Händedruck. Die Menorahlichter erlöschen, es wird wieder dunkel. Man betritt die Gasse. Das Gettoleben beginnt von neuem.

Dr. O.R. (25.12.43)

Kartoffelschalen als Kinderbescherung

Es war ein Gettoleben, dessen Finsternis sich bei einem der seltenen Lichtblicke erst recht erahnen lässt:

Rifke ist glücklich. Kraft einer hohen – sagen wir – Intervention ist es ihr gelungen, eine Anweisung an eine Küche auf Schubechz zu bekommen, jeden zweiten Tag 2 kg Schubechz. Keine Kleinigkeit. [...] Es spricht sich leicht aus: Schubechz! Aber Schubechz und Schubechz sind verschieden! Die Schubechz, die in gesegneten Vorkriegsjahren das Vieh bekommen hat, waren schöne, goldene, dicke Kartoffelschalen, allen jüdischen Kindern zugehört. Aber heute: dünne Schälchen, voller Schmutz und Staub, zum Teil vertrocknet, zum Teil nur Haut und Knochen, d.h. ohne eine Spur von Kartoffeln. Aber mags drum sein! Die Hauptsache: Man kann 2 kg Schubechz nachhausebringen und den Kindern etwas Schmackhaftes, je nach dem Talent der Hausfrau, zubereiten.

Ja, die Kinder! Sobald die Mutter die Stube betreten hat, stürzen sie zum Sack hin, der die Ausbeute des Tages, das sind die 2 kg Schubechz, beherbergt. Jetzt heisst es arbeiten, zugreifen.

[Die ganze Familie wäscht, durchklaubt, erliest die Schalen. Am nächsten Tag wird das verbliebene halbe Kilo gemahlen und zu Klösschen verarbeitet.]

Die Ressortsuppe, mit Klejselach verbessert, gibt eine komplette Mahlzeit. Die Kinder sagen: die Suppe riecht nicht gut, daran sind die Klejselach schuld. Aber was liegt an derlei Einwendungen? Klejselach aus Schubechz – so sagen die Aerzte und vernünftige Laien, Magenfachleute des Gettos – haben Nährwert, und darum wäre es eine Sünde, auf derlei Geschenke zu verzichten, wenn man auch noch so viel Mühe anwenden muss, um zu einem Resultat zu gelangen. Soll uns Gott nur jeden zweiten Tag 2 kg Schubechz zukommen lassen ... Das halbe Leben ... O.R. (11.4.44)

Dass der Hunger nicht nur körperlich verheerend war, zeigt der Ausschnitt aus einem anonymen Tagebuch vom Mai 1944: «Diese Woche habe ich eine Tat begangen, die am besten beschreibt, auf welchen Grad der ‹Entmenschlichung› wir herabgesunken sind – ich habe nämlich meinen Laib Brot in drei Tagen aufgegessen, das heisst bis Montag, und musste bis zum nächsten Samstag auf einen neuen warten. Ich hatte schrecklichen Hunger. Ich stand vor der Aussicht, nur von der ‹Ressort›-Suppe zu leben, die aus drei kleinen Kartoffelstückchen und zwei Deka Mehl besteht.» Er kann der Versuchung nicht widerstehen und isst in der Nacht auch den restlichen halben Brotlaib seiner ‹lieben kleinen Schwester›; sie ist zwölfjährig. Unter Gewissensbissen beschafft er Ersatz, indem er einen Diebstahl meldet. «Und um den Schein zu wahren, muss ich den eingebildeten Dieb verfluchen und verdammen. ‹Ich würde ihn eigenhändig aufhängen, wenn ich ihn erwischt hätte›, und ähnliche heuchlerische Sätze.»

«Von Gott verlassenes Getto»

Von der ‹Entmenschlichung› bis zur noch schrecklicheren ‹Entartung› war es nicht mehr weit. Wie aufgewühlt muss der anonyme Chronist gewesen sein, der zu diesem Wort aus dem Nazi-Vokabular griff, ohne Anführungszeichen. Ihm war bei einer ehemaligen Abfallgrube etwas Abscheuliches in die Nase gestochen: «So stinken kann nur ein von Gott wirklich verlassenes Getto.» Da stiess er auf eine ‹Schar von Jungens›, die nach Kartoffeln gruben:

Entsetzt sehe ich mir diese Kartoffeln an. Es sind stinkende, faulende Reste aus den benachbarten Küchen, aus den armen Haushalten des Gettos. Was kann schon ein Haushalt des Gettos wegwerfen? Was wagt eine Hausfrau nicht zu verwerten? Wohl, im Vorjahre waren Kartoffelschalen noch nicht so ein Schatz, aber auch damals hat eine Hausfrau die Kartoffeln sehr sparsam geschält und kein Dekagramm unverwertet gelassen. Auch aus den Küchen wurde aus den Abfällen immer noch das Brauchbare weggetragen. Was man sich entschloss, in die Mistgruben zu werfen, das war wirklich schon nicht mehr geniessbar. Aber über diese Abfälle der Abfälle wurde noch stinkendes Zeug, wurden Fäkalien gegossen, Kehricht geschüttet und kein Mensch hätte es je für möglich gehalten, dass in diesem Abgrund des Elends Menschen wühlen könnten, unbeirrt von dem peinigenden Gestank, von der grauenhaften Pestilenz, und doch wird jedes Restchen mit den Fingern herausgeholt, sorgfältig geprüft und in einem Säckchen oder in einer Schüssel gesammelt. Das ist nicht mehr Hunger, das ist tierisch entartet, denn das Resultat des stundenlangen Grabens, diese armseligen faulenden Restchen können den Kraftverbrauch nicht ersetzen. Das ist Wahnsinn, Zügellosigkeit, Schmach und Schande. Das muss nicht sein, das darf nicht sein!

Vielleicht findet sich jemand von der Sanitätsabteilung und geht vorüber, hält sich für einen Augenblick das Taschentuch vor die Nase, holt dann etwas Chlorkalk und jagt diese entarteten Menschen davon, dass man sie wenigstens vor dem Kriechen durch Vergiftung schützt. (22.4.44)

Es kam anders, aber nicht besser: Im August wurde das Getto aufgelöst, die letzten 70'000 Gefangenen in Todeslager verschleppt. Etwa 600 zum Aufräumen Zurückgelassene erlebten die Ankunft sowjetischer Truppen im Januar 1945, dazu 270 Menschen, die sich versteckt hatten. Einer der Überlebenden, Nachman Zonabend, hatte 6000 Blätter der Chronik und weitere Dokumente verborgen. Nach der Befreiung brachte er sie in Sicherheit und verteilte sie später an Archive in Polen den USA und Israel. Ihm, den Chronisten und anderen Zeugnissen ablegenden Verfolgten verdanken wir es, dass wir uns auch der andern Opfer in aller Schmerzlichkeit erinnern können.

Ein persönlicher Epilog

Um 1990 herum als Journalist in den USA tätig, stiess ich in einer Buchhandlung zufällig auf die englische Teilausgabe «The Chronicle of the Łódź Ghetto». Ich erstand sie, blätterte darin und nahm mir vor, sie dereinst nach meiner Pensionierung zu lesen. Zum einen mit den Augen des Historikers, der ich von meinem Studium her bin, vor allem aber, weil meine Grosseltern Margulies-Kohn aus Lodz stammten; sie waren schon vor dem Ersten Weltkrieg ausgewandert. Neun ihrer insgesamt zehn Geschwister waren in Polen geblieben. Von ihnen ist keines dem Judenmord entgangen, von ihren Kindern überlebten drei: eine Nichte in Lagern, ein Neffe als polnischer Untergrundkämpfer; ein weiterer Neffe war schon vor dem Krieg ausgewandert.

Die Grosseltern in Zürich konnten Nahrungsmittelpakete nach Lodz schicken und bekamen anfänglich Postkarten zurück; diese sind nicht erhalten geblieben. Meine ältere Schwester Eva, geboren 1941, hatte noch Einblick in die Karten und erinnert sich an die Antwort auf ein Paket, das mit einem halben Dutzend Sardinenbüchsen die Schweiz verlassen hatte: «Danke für die Büchse Sardinen. Wir konnten sie eintauschen gegen Mehl für Brot für eine ganze Woche.» Und sie erinnert sich daran, dass auf die Nachricht von ihrer Geburt eine Karte folgte – wahrscheinlich die letzte überhaupt, jedenfalls von jenen, die neben vorgedrucktem Text einen handschriftlichen Zusatz trugen: «Ihr könnt Euch gar nicht vorstellen, was es für uns bedeutet, dass in unserer Familie ein Kind geboren wurde. Ein Kind, das Aussichten hat, diesen Krieg zu überleben.»

Dieses Kapitel widme ich den Grosstanten und Grossonkeln, die wir nie kennenlernten: Berl, Chana, Cypora, Enoch, Mendel M., Mendel K., Israel Josef, Rifka, Toba. Und ihren ermordeten Kindern, von denen wir wahrscheinlich nicht alle Namen wissen: Abraham-Zelig, Dina, Hersh-Nathan, Hinda, Jzchak, Rahel, Szmul-Noah, Szyra.

Kasten: Die «Chronik des Gettos Lodz/Litzmannstadt»

Das Kapitel über Kinder im Getto Lodz beruht auf der internen Chronik der jüdischen Verwaltung (bibliografische Angaben am Schluss), samt Ergänzungen und Erläuterungen zur deutschen Ausgabe. Die Chronik wurde anfänglich auf Polnisch, später auf Deutsch abgefasst und bei der späteren wissenschaftlichen Aufarbeitung in beide Richtungen übersetzt. Die erste Publikation war aber 1984 eine englische Teilübersetzung, herausgegeben von Lucjan Dobroszycki, einem Überlebenden aus dem Getto. Die erste Gesamtausgabe erschien 2007 auf Deutsch, herausgegeben an der Arbeitsstelle Holocaustliteratur der Universität Giessen. Sie umfasst rund 3000 Seiten in vier Jahresbänden mit ausführlichen Fussnoten und einem fünften Band mit weiteren Quellen und Erläuterungen. 2009 folgte eine polnische Gesamtausgabe.

2016 wurde ein Teil der deutschen Ausgabe ins Internet gestellt. Die Online-Edition umfasste die letzten zwölf Monate bis zur Auflösung des Gettos Ende Juli 1944 und enthielt auch vielfältige ergänzende Informationen. Diese Website Ghettochronik.de ist 2019 aus dem Netz verschwunden – weil die Mittel für den Unterhalt der störanfälligen Software fehlten, wie der Herausgeber mitteilt. Ein Teil der Seiten ist auf Archive.org erhalten geblieben.

Der Chronist Oskar Rosenfeld

Die allermeisten Einträge der Chronik sind nicht namentlich gezeichnet. In der Rubrik «Kleiner Getto-Spiegel» stehen manchmal Initialen. Unter den hier übernommenen Beiträgen ist das nur für Oskar Rosenfeld der Fall; von ihm sind überdies private Aufzeichnungen erhalten geblieben («Wozu noch Welt»). Geboren 1884 in Mähren, studierte er Philologie und Kunstgeschichte in Wien. Dort gehörte er zu den Gründern des ersten jüdischen Theaters, an dem er auch Regie führte und auftrat.

Daneben war er an der Seite Theodor Herzls an zionistischen Zeitschriften tätig. Er schrieb auch für zahlreiche weitere Publikationen. Neben Übersetzungen, vor allem aus dem Jiddischen, veröffentlichte er eigene Novellen sowie «Die vierte Galerie. Ein Wiener Roman». 1938 emigrierte er nach Prag und war weiter journalistisch tätig. 1941 wurde er nach Lodz deportiert, im August 1944 nach Auschwitz und dort ermordet. Rosenfeld war es, der den Ausdruck «Krepierwinkel Europas» prägte. Von den anderen namentlich bekannten Chronisten überlebte ein einziger.

Bibliografie und weitere Ressourcen

Die Chronik des Gettos Lodz/Litzmannstadt [1941-1944]. 5 Bde., hrsg. von Sascha Feuchert [u.a.m.]. Göttingen: Wallstein 2007 (vergriffen, als E-Buch erhältlich, Neuausgabe 2025 vorgesehen).

Löw, Andrea: Juden im Getto Litzmannstadt: Lebensbedingungen, Selbstwahrnehmung, Verhalten. Göttingen: Wallstein 2006. (Die Autorin war an der Chronik-Edition beteiligt.)

Eine Zusammenstellung von Quellen und Online-Informationen (mit Links) ist unter Sprachlupe.ch/Getto.pdf abrufbar und auf Archive.org hinterlegt.